Fahrdienst für den Frieden

In ganz Israel redet man über die Wahl an diesem Dienstag – auf der Straße, in den Familien, an der Universität. Die Hoffnungen mancher sind groß, die Erschöpfung der meisten ist es auch.

Von Saba-Nur Cheema und Meron Mendel

Schon lange stand auf unserer To-do-Liste, einmal längere Zeit in Israel zu verbringen. Den einen von uns plagte vor allem das Heimweh, die andere trieb die Neugier. Nun sind wir seit zwei Wochen mit den Kindern im Kibbuz in der Negev-Wüste. Wenn uns nichts dazwischenkommt, bleiben wir bis Neujahr.

Selbst für ein Land, in dem der Ausnahmezustand zur Normalität gehört, sind diese Tage besonders aufregend. Mit Superlativen kann man sich derzeit kaum überbieten, wenn es um die Bedeutung der Wahl am Dienstag geht. Ob beim Familientreffen, im Speisesaal des Kibbuz oder auf dem Campus der beiden Universitäten, an denen wir gerade arbeiten. Überall wird darüber gesprochen. Es wird leidenschaftlich argumentiert, die Strategie der Parteien analysiert und über die Ergebnisse spekuliert. Manchmal haben wir den Eindruck, in Israel sei es schlicht keine Option, keine politische Meinung zu haben.

Unser Familien- und Freundeskreis bildet allerdings nur einen Ausschnitt des politischen Spektrums ab. Er reicht von Aktivisten arabischer Parteien und der linken „Demokraten-Partei“ bis zu Unterstützern der neuen Mitte-rechts-Partei des Netanjahu-Herausforderers Gadi Eisenkot. Für das andere Lager gibt es in der erweiterten Familie nur Tante Lilach. Wir mögen sie eigentlich. Vor fünfunddreißig Jahren half sie als Mathelehrerin Meron bei der Abivorbereitung, und ihre Rugelach haben in der Familie zu Recht den Status einer Legende. Doch wenn das Gesprächsthema von Backtipps zur Politik wechselt, ist sie kaum zu stoppen.

Ihr Weltbild speist sich aus urbanen Legenden ihrer Facebook-Timeline und aus Kanal 14, der israelischen Version von Fox News. Fast könnte man sie für ihre Entschlossenheit bewundern, bei jedem Familientreffen zuverlässig die Sprecherinnenrolle eines politischen Paralleluniversums zu übernehmen. Die Familie hat inzwischen verschiedene Strategien entwickelt, um das schwarze Schaf wieder einzufangen. „Wir könnten ihr doch eine Woche in einem Hotel in Eilat schenken, gültig nur für die letzte Oktoberwoche“, schlug Onkel Shimon seinen Geschwistern vor. Raffiniert: In Israel gibt es keine Briefwahl. Der Plan von Onkel Shimon scheiterte allerdings daran, dass Lilach das Geschenk nur annehmen wollte, wenn ihre Geschwister mitkommen.

Vier Jahre unter einer rechten Regierung, drei Jahre seit dem Massaker der Hamas und die darauffolgenden Kriege haben den liberalen, weltoffenen Teil Israels, den wir so gut kennen und lieben, tief erschüttert. Wir treffen erschöpfte Menschen, die ihre Hoffnung auf eine neue politische Führung setzen. Viele sind überzeugt, weitere vier Jahre unter Benjamin Netanjahu könnten den endgültigen Niedergang der israelischen Demokratie bedeuten und jede Aussicht auf eine friedliche Zukunft begraben. Zugleich hören wir, dass die Hoffnung auf Frieden ohnehin in weite Ferne gerückt ist. Egal, wie die Wahl ausgeht.

Gerade die vergangenen drei Jahre stehen zugleich im Zeichen einer tiefen Kluft zwischen jüdischen Israelis und den arabischen Staatsbürgern des Landes. Wer noch über Frieden spricht, gilt als Linksextremist. Umso mehr fallen uns die Menschen auf, die sich mit erstaunlicher Beharrlichkeit für ein gemeinsames Leben einsetzen.

Hier im Negev, auf Arabisch Naqab, leben rund 300.000 Beduinen, überwiegend muslimische Araber, deren Geschichte eng mit dieser Wüstenregion verbunden ist. Im Süden Israels ist damit ungefähr jeder fünfte Einwohner Beduine. Die größte beduinische Stadt ist Rahat. Im vergangenen Jahr waren wir dort schon einmal zu Besuch, weil Merons Vater eine kleine Ausstellung seiner Bilder eröffnete. Seit er Rentner ist, kann er endlich seiner Hobbymalerei nachgehen. Nun begleiteten wir ihn zu einer weiteren Ausstellung, diesmal nach Shaqib al-Salam, einer anderen beduinischen Ortschaft im Negev. Seine Bilder zeigen das beduinische Leben. Merons Vater ist immer wieder in den Dörfern unterwegs und versucht, auch das Unrecht und die schwierigen Lebensbedingungen festzuhalten. Viele beduinische Gemeinden kämpfen bis heute um Anerkennung, Infrastruktur und das Recht, auf ihrem Land bleiben zu können. Einige Dörfer sind staatlich nicht anerkannt, vielerorts fehlt es an Wasser, Strom und öffentlicher Infrastruktur. Immer wieder kommt es zu Räumungen und Abrissen.

Marwan, der junge Leiter des Community-Centers, erzählte uns von Familien, deren bescheidene Siedlungen von israelischen Behörden mit Bulldozern zerstört worden waren. Das Zentrum organisierte für die ersten Tage Notunterkünfte. Eine dauerhafte Lösung gibt es bis heute nicht. Die treibende Kraft hinter den Abrissen ist der rechtsradikale Polizeiminister Itamar Ben-Gvir. Während illegale jüdische Siedlungen Rückendeckung durch Regierung und Sicherheitsbehörden erhalten, werden Beduinen von Land verdrängt, auf dem ihre Familien seit Generationen leben.

Doch Verdrängung und Bedrohung erzeugen auch politischen Widerstand. Wir trafen beduinische Frauen, die uns erzählten, dass sie zum ersten Mal wählen gehen wollen. In der stark patriarchalisch geprägten Gesellschaft waren viele von ihnen über Jahre vom politischen Geschehen ausgeschlossen. Nun wollen sie mitbestimmen und ihre Zukunft selbst in die Hand nehmen.

Während unseres Rundgangs kamen wir an einem bis auf den letzten Platz gefüllten Saal vorbei. Dreihundert junge Frauen, mit schwarzen, braunen oder rosafarbenen Kopftüchern, hörten einem Panelgespräch zu. Da unsere Arabischkenntnisse begrenzt sind, flüsterte uns die Organisatorin Asma zu, worüber gerade diskutiert wurde: Reicht es, alle paar Jahre seine Stimme abzugeben, um politische Veränderungen zu erreichen? Wie kann politisches Engagement für junge Frauen aussehen, deren Stimmen in der eigenen Gesellschaft bislang kaum gehört wurden? „Wir wollen, dass sie daran glauben, dass sie ihre Zukunft selbst gestalten können“, sagte Asma.

Wie jedes Mal, wenn wir in Israel sind, besuchten wir auch diesmal die Hagar-Schule in Beer Scheva, die einzige jüdisch-arabische Grundschule im Süden Israels. Wir sprachen mit Schülern der sechsten Klasse, die dort gerade ihr letztes Schuljahr verbringen. Hoffnung und Verzweiflung lagen in ihren Aussagen dicht beieinander. Natürlich war auch hier die Wahl ein großes Thema. Und manchmal waren wir verblüfft über die politische Klarheit von Elfjährigen.

„Vielleicht wird endlich mal jemand Präsident, der sich um Juden und Araber gleich viel kümmert“, sagte Hania, eine arabische Schülerin, die vor Kurzem mit ihrer Familie ein Jahr in den USA verbracht hatte. „Ich glaube ja nicht, dass das passiert. Aber das wäre doch eine Chance?“ Lachend fügte sie hinzu, vielleicht müsse es einfach jemand sein, der weder jüdisch noch muslimisch ist.

Alon, der seine ersten Lebensjahre in London verbracht hat, erzählte vom Antisemitismus außerhalb Israels. „Israel wird auf der ganzen Welt gehasst“, sagte er. Im Urlaub versteckten er und sein Bruder ihre Kippot. Früher hätten sie daraus ein Spiel gemacht und so getan, als seien sie Undercoveragenten der CIA. Inzwischen finde er das nicht mehr besonders lustig. „Ich hasse Bibi“, sagte Alon. Dann fragte er: „Aber warum hassen die Leute in der Welt nicht einfach nur Bibi, sondern uns alle?“

Auch in Hagar, dieser kleinen Oase jüdisch-arabischen Zusammenlebens, lässt sich die Weltpolitik nicht vor der Schultür abstellen. „Wenn ich an kommenden Dienstag denke, bekomme ich Bauchschmerzen“, sagte uns die Schulleiterin Avital, mit der wir seit Jahren eng befreundet sind. Sie fragt sich, was aus ihrem Herzensprojekt wird, sollten die Rechtsradikalen an der Macht bleiben. Schon jetzt wird ihre Schule vom Bildungsministerium mit Argwohn beobachtet. Doch Avital konzentriert sich auf das, was sie tun kann. Von morgens bis zur Schließung der Wahllokale wollen sie und ihre Freundinnen einen Fahrdienst für beduinische Frauen organisieren. Ohne diese Initiative würden viele von ihnen aus ihren Zelten und Baracken in der Wüste nicht zu den Wahllokalen gelangen, die teilweise mehr als fünfzig Kilometer entfernt liegen. Saba-Nur hat sich von der Idee anstecken lassen und wird mit unserem Mietwagen mithelfen.

Meron hingegen fährt an diesem Tag früh mit Bus und Bahn zu Tante Lilach. Die ganze Familie setzt ihre letzte Hoffnung auf seinen Überzeugungsversuch. Keine Ahnung, ob er damit erfolgreich sein wird. Aber auf die frischgebackene Rugelach kann er sich schon freuen.



In Hannover durfte diese Zeitung nicht fotografieren, deswegen eine Aufnahme vom Pariser Konzert: Stevie Wonder live Foto AFP

In der Tonart eines Lebens

Der Soulsänger Stevie Wonder führt sein 50 Jahre altes Meisterwerk live auf

Einer der größten Popmusiker des 20. Jahrhunderts kommt für ein Dutzend Konzerte nach Europa, um sein bestes Album in voller Länge aufzuführen. Seit der deutschen Einheit ist er gerade sechsmal im Land aufgetreten. Aufgeführt wird eines der einflussreichsten Meisterwerke der Popgeschichte, dessen Erscheinen sich Ende September zum fünfzigsten Mal jährte. Die Songs haben jede Herausforderung der Zeiten überstanden und sind seit Erscheinen gewachsen. Ihr Urheber bringt zwei alte Freunde, die damals schon dabei waren, zwei seiner Kinder, ein Streichensemble und eine knackige Blechbläsergruppe mit. Und er ist mit 76 Jahren erstaunlich fit und gut bei Stimme. Der Auftritt von Stevie Wonder in Hannover war epochal. Und irgendwie sogar noch mehr.

Zunächst haben alle im Publikum die Augen geschlossen, erleben die Welt für einen Moment so, wie er sie seit kurz nach seiner Geburt wahrnimmt. Weit vor Termin als Stevland Hardway Judkins (nach Heirat der Mutter Morris) geboren, wurde er mit zu viel Sauerstoff versorgt, verlor sein Augenlicht. Als alle die Augen wieder öffnen an diesem Abend, sitzt er in seiner kleinen Wagenburg aus Keyboards, Slidegitarre und Flügel, schlanker als über viele Jahre, und führt in sein Konzeptalbum ein.

„Love’s in Need of Love Today“ ist nicht der schwungvolle Auftakt, den die moderne Konzertdramaturgie verlangt: Downtempo, reflexiv, ein wundervolles Wechselspiel mit den sechs Backgroundsängerinnen und zwei -sängern. „Songs In The Key Of Life“ reflektiert den Zustand Amerikas nach Ende der Nixon-Ära, des Vietnamkriegs und der Verwahrlosung der Innenstädte durch den „White Flight“ in seiner Zeit. „In Village Ghetto Land“ findet der blinde Sänger dafür anschauliche Bilder.

Die Abfolge des Abends ist durch das Werk vorgegeben. Spannung ergibt sich aus der Frage, wo Wonder die vier etwas schwächeren, aber an diesem Abend erstaunlich frisch vorgetragenen Songs aus der dem Album damals beigelegten EP platziert (hinter die LP-Seiten 2 und 3). Spontaneität und Improvisation gibt es in den manchmal rasend komischen Interaktionen mit dem Publikum, in denen er selbst die Musikalischsten beim Imitieren überfordert, um dann festzustellen, dass die meisten nicht einmal textsicher „Muss I denn zum Städele hinaus“ rezitieren können. Besser klappt das, als er später „We Are Family“ anstimmt.

Stevie Wonder zählt zu den absolut prägendsten Figuren der Popgeschichte. Als Kinderstar des Motown-Labels in Detroit nahm er vorweg, was später Michael Jackson perfektionierte: die Rolle des präpotenten Soulchanteurs. Als in der Hippie-Ära das Langformat wichtiger wurde, gelangen ihm im noch lange auf Singles ausgerichteten Soul Welthits wie „I Was Made to Love Her“ oder „Uptight“.

Dann emanzipierte er sich künstlerisch und vertraglich von Motown und führte den Soul zur selben Zeit wie Marvin Gaye, die Temptations und Isaac Hayes in neue Sphären. Seine Alben der frühen Siebzigerjahre stehen auf einer Stufe mit denen der Beatles, der Beach Boys und der Rolling Stones. Nachdem er zweimal den Grammy für das Album des Jahres (bis heute 25 Auszeichnungen) gewann, bedankte sich Sieger Paul Simon 1975 dafür, dass Wonder in dem Jahr nichts veröffentlicht hatte. Der nämlich arbeitete an „Songs In The Key Of Life“, der Geschichte seines Lebens, einem Werk, das Jazz, Latin, Funk, Soul, Pop zu einem spannungsreichen Amalgam zusammenführte. Platz 4 der „Rolling Stone“-Liste der 500 besten Alben, von Will Smith, Coolio, George Michael, Mary J. Blige weit mehr als nur zitiert, Inspiration für Prince, Kanye West und Kendrick Lamar. Jedes Doppelalbum der afroamerikanischen Musikkultur hat sich daran zu messen.

Schon als all die Last eines gewichtigen Erbes noch nicht entstanden war, lobte die „New York Times“ bei Erscheinen 1976, Wonders Stimme sei stärker denn je, die Keyboard-Arrangements seien superb: „Und alle, die es nicht als Statement eines persönlichen Bewusstseins und der schwarzen Identität würdigen wollen, können einfach die Musik hören, die wunderbar genug ist.“ Andere fanden 21 Songs und 105 Minuten Spielzeit exzessiv. Die unglaubliche Variationsbreite sei aber Teil des Statements, antwortete das Onlinemagazin „Pitchfork“, als er das Album vor 2016 auf den zehnten Platz der besten Platten wählte: „Manchmal ist Mehr mehr.“

Das Publikum ist den ruhigen Einstieg und die wilde Fusion-Nummer „Contusion“ andächtig mitgegangen, als die Bläser-Gruppe zum Intro von „Sir Duke“ ansetzt und alles gleichzeitig aufspringt. Diese Hymne an die Musik als vereinende Sprache, Hommage an den damals gerade verstorbenen Duke Ellington, an Ella Fitzgerald und Louis Armstrong reißt sie vom Hocker. Einer von zehn Songs für die Einsame Insel. Wie später für „Black Man“ und „Another Star“ hat Wonder für „Sir Duke“ die wohl schärfsten Bläsersätze geschrieben, die je im Pop aufgenommen wurden.

Mit „I Wish“ geht es weiter, diesem nostalgischen Trip in Wonders Kindheit. Auf „Knocks Me off My Feet“ folgen eine heiße Bandimprovisation mit Wonders Mundharmonika-Soli und die Black-Consciousness-Nummer „Pasttime Paradise“. Publikum und Bühne, auf der zeitweise 33 Musiker agieren, sind längst eins. „Saturn“ und „Ebony Eyes“ treten mit wunderbarem Bühnenbild und Honky-Tonk-Klavier, das wie die Harfe in „If It’s Magic“ genau einmal zum Einsatz kommt, aus dem Schatten ihrer analogen Existenz auf der kleinen Extra-EP heraus. Dann ist Pause und Gelegenheit zum Verschnaufen, weil das alles doch schon recht intensiv ist. Das Album hat, aus heutiger Perspektive betrachtet, so gut wie keine schwächeren Momente.

Abschnitt zwei des Konzerts, und das ist dem Publikum vorher klar, beginnt mit einem Statement. Wonder hat „Isn’t She Lovely“ nicht einfach nur geschrieben und mit seiner Tochter Aisha die Adressatin seiner Botschaft mit auf der Bühne, sondern führt per Diashow in seine Familie ein. Dafür nimmt er sich Zeit. Neun Kinder hat er mit sechs Frauen aus drei Ehen, zwei mit seiner aktuellen Partnerin, das jüngste ist zwölf Jahre alt.

Was bei der Schönheit der Musik manchmal außer Acht gerät: „Songs In The Key Of Life“ ist ein politisches Statement. In einer kurzen Ansage macht er klar, dass er das heute noch so sieht. Das Universum zeichne sich immer wieder durch Angleichung und Anpassung („Alignment“) aus, doch einige politische Führer seien dazu nicht bereit. Auf Wonders Einsatz ist es zurückzuführen, dass der Geburtstag Martin Luther Kings in den USA ein Feiertag ist.

„Black Man“ ist bei allen starken Songs das Zentralgestirn des Albums (wie übrigens so oft im analogen Zeitalter der letzte Song der dritten Seite einer LP). In seinem wilden Sly-and-the-Family-Stone-Funk, der nach einem heißen Club verlangt, geht er leider ein bisschen verloren. Mit seiner Botschaft, dass „schwarze, gelbe, rote, weiße und braune Menschen“ zum Aufbau der Nation beigetragen haben, wäre der Song eigentlich die bessere amerikanische Nationalhymne. Der Rest ist textlich weniger tief, aber musikalisch umso aufregender: Das hitzige „As“, der Latin-Groove von „Another Star“ und die einzige Zugabe „Superstition“ (nicht auf dem Album) verwandeln das Halleninnere in einen Dancefloor. Die beiden Musiker, die schon bei Entstehen des Albums dabei waren (Gren Philinganes und Nathan Watts), bekommen den größten Jubel.

Die Welt ist nur vorübergehend besser geworden seit 1976. Die Botschaft von „Songs in the Key of Life“, Liebe solle den Hass und die Ungleichheit überwinden, klingt in einer zynischen Epoche wie ein fast unerfüllbarer Wunsch.

PHILIPP KROHN

Kinderfrei

Von Melanie Mühl

Manche Fluggäste verlieren schier die Nerven, sobald ein Kleinkind auch nur heiter gluckst. Sie schütteln die Köpfe und rollen die Augen, weil die Eltern wieder einmal bei ihrer Erziehungsaufgabe versagen. Fragte man sie, hätten sie gewiss nichts dagegen, Kinder während eines Fluges zu sedieren. Allerdings verteilen Stewardessen bislang nur Gummibärchen und keine Benzodiazepine. JetBlue Vacations und Virgin Voyages bieten nun unter dem Titel „Do Not Disturb“ ein kinderfreies Urlaubspaket an. Die „Adults only“-Reise hat allerdings einen Haken: Sie beginnt am nicht kinderfreien New Yorker Flughafen JFK und führt zuerst nach Fort Lauderdale, wo ebenfalls Kinder herumspringen dürften, freudig aufgeregt, weil es gleich nach Disney World zu Micky Maus geht. Dass ausgerechnet eine Reise für Erwachsene unter dem Motto „Do Not Disturb“ vermarktet wird, ist ohnehin putzig. Der Flugzeugpassagier kauft einen Sitzplatz und erwartet, so ungestört wie in seinem Wohnzimmer zu sein. Unter den tatsächlichen Störenfrieden und Sicherheitsrisiken an Bord sind Kinder jedoch erstaunlich unterrepräsentiert. Es ist unwahrscheinlich, dass ein Zweijähriger im Flugzeug aus den Tiefen seiner Winni-Pooh-Tasche übel riechende Pizza- oder Dönerreste kramt. Von volltrunkenen Kindern, die ausgerastet sind, Flugbegleiterinnen belästigt und an Notausgangstüren gerüttelt haben, hat man – Stand heute – noch nichts gehört. Dass kürzlich ein Flugzeug von Singapore Airlines über dem Pazifik umdrehen und nach San Francisco zurückfliegen musste, ging auf das Konto eines erwachsenen „unruly passengers“. Nachdem die „Do Not Disturb“-Truppe gelandet ist, wird sie jedenfalls direkt zum Hafen von Miami kutschiert. Dort wartet das Adults-only-Kreuzfahrtschiff Brilliant Lady. Und mit ihm die Tyrannei des Vergnügens. Niemand hat den Irrwitz des Kreuzfahrtalltags so lustig und böse beschrieben wie David Foster Wallace in seinem Essay „Schrecklich amüsant – aber in Zukunft ohne mich“. Auf der Brilliant Lady möchten die Urlauber zwar keinen Kindern begegnen, aber rund um die Uhr vom dauerlächelnden Personal bemuttert werden. Wie auf jedem anderen Kreuzfahrtschiff auch. Wallace nennt diese Infantilisierung den „Terror der fürsorglichen Entmündigung“. Das Recht, sich wie ein Kind behandeln zu lassen, bleibt den Erwachsenen vorbehalten. Ein Vorschlag an die Reisebranche: Statt „Adults only“ könnte man das Konzept „Well behaved only“ einführen. Ob sich damit allerdings ein Kreuzfahrtschiff füllen ließe, ist fraglich.

Erster KI-Film im Kino

In China startete am Freitag der erste komplett mit Künstlicher Intelligenz erstellte Spielfilm in den Kinos. Nach Angaben der Ticketverkaufsplattform Maoyan standen am Tag des Kinostarts des Science-Fiction-Thrillers „Sanxingdui: Future Past“ mehr als 10.000 Vorführungen auf dem Programm. Der Vorverkauf läuft jedoch nur schleppend. Die prognostizierten Gesamteinnahmen durch den Film decken nur einen Bruchteil der Produktionskosten. Fast hundert Menschen haben über einen Zeitraum von zwei Jahren an dem KI-Film gearbeitet, in dem es um die Menschheit in einer von Künstlicher Intelligenz geprägten Zukunft geht. Das Projekt kostete laut der Produktionsfirma Bona mehr als zehn Millionen Yuan (rund 1,3 Millionen Euro). Von Künstlicher Intelligenz generierte Videos erfreuen sich in China immer größerer Beliebtheit. Auf Douyin, dem chinesischen Pendant zu Tiktok, verzeichneten von KI erstellte Miniserien allein im September mehr als zweihundert Milliarden Aufrufe. In den Vereinigten soll am 4. Dezember der von künstlicher Intelligenz generierte Science-Fiction-Film „Gods Don’t Give Gifts“ (Götter machen keine Geschenke) anlaufen. In Hollywood bereitet der Einzug von Künstlicher Intelligenz in die Filmproduktion vielen in der Branche Sorgen. *F.A.Z.*

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine ARCHIV